

Geschieht auf diesem Weg eine Entfaltung ohne Brüche oder handelt es sich um einen Bruch samt Verwerfungen, wenn man vom Schlußjahr, das sich die Untersuchung gesetzt hat, von 1965 aus, zurückblickt? Eine nicht nur für Historiker interessante Frage, sondern eine, welche das kirchliche Selbstverständnis zutiefst berührt.

Kritisch bleibt anzumerken: Uertz stellt den Enzykliken und anderen Äußerungen der Päpste etwas einseitig polarisierend eine „Laienethik“ gegenüber; dabei verdeckt dieser Blick, daß es meist die Orden der Kirche waren, welche sich von praktisch-politischen Erfahrungen im 19. und 20. Jahrhundert ausgehend um ein katholisches, wie an die Moderne „andockfähiges“ Staatsdenken bemühten.

Dann bewertet Uertz, von einer sogenannten autonomen Moral aus, diesen Weg der römischen Kirche und versteht die vorausgehenden Ansätze römisch-katholischer Ethik mit dem Etikett „heteronome Moral“. Das ist sachlich nicht richtig. Die Begriffe „autonom“ und „heteronom“ passen nicht zu einer sich auf Gott stützenden und sich im Gewissen äußernden sittlichen Verpflichtung. Hier sitzt man selbst einem sogenannten modernen Subjektdenken auf, das weder dessen richtigen Anliegen noch seinen Gegenpositionen gerecht wird. Es macht den Menschen doch zuinnerst aus,

einer nicht von ihm selbst fabrizierten Norm zu unterstehen. Ihr zu folgen, führt ihn zu sich und stärkt seine Identität. Nicht zustimmen kann ich daher solchen Sätzen wie, daß der Begriff der Autonomie einen unaufhebbaren Widerspruch zur Theonomie darstelle (497).

Des weiteren sollte der Blick auf die Staaten und die europäische Rechtsentwicklung nicht übersehen, welche – damals wie für uns heute – massiven Mißstände im Namen der neuen Freiheiten und der modernen Rechtsordnung gerechtfertigt (Kolonialismus, Industrialisierung, Unterdrückung religiöser Minderheiten usw.), allerdings auch oft behoben wurden. Dies rechtfertigt nicht dieses „Mauern“ und mangelnde Prüfen der Zeichen der Zeit, macht aber vielleicht doch auch manche Zurückhaltung verständlicher.

Für das Rechtsdenken ab der späteren Neuzeit – also nach der spanischen Spätscholastik – gingen kaum nennenswerte Impulse vom römisch-katholischen Staats- und Rechtsdenken aus. Die Kirche sollte aber wertvolle Beiträge zum Staats- und Rechtsdenken in Zukunft liefern. Dies wird ihr nur gelingen, wenn sie um ihren geschichtlichen Weg weiß. Ihn aus einer wichtigen Perspektive für die Zeit ab 1789 skizziert und gewichtet zu haben, ist das Verdienst von Uertz. *Norbert Brieskorn SJ*

Literatur

SCHEIDGEN, Ilka: *Hilde Domin*. Dichterin des Dennoch. Eine Biographie. Lahr: Ernst Kaufmann Verlag 2006. 248 S. Gb. 19,95.

Anlässlich des Todes von Hilde Domin am 22. Februar 2006 schrieb Ulrich Greiner in der „Zeit“: „Die jüdische Schriftstellerin Hilde Domin hat in ihrem langen Leben (96

Jahre wurde sie alt) viel Dunkles erfahren müssen, aber ihre Gedichte gehören zum hellen Strom der deutschen Poesie.“ In der Tat charakterisiert ihre Lyrik die Ausrichtung auf die vitale Seite des Daseins, dessen schönster Ausdruck die Liebe und dessen größte Stärke die Hoffnung ist: „Gerade deshalb wurden ihre Gedichte so geliebt:

weil sie tröstlich sind, ohne den Abgrund zu leugnen.“ Sie selbst sprach kaum zufällig vom Gedicht als „magischem Gebrauchsartikel“. Neben dem unverwechselbaren Ton ihrer bewußt nicht verrätselten Gedichte rührt die Popularität dieser Vertreterin der „endgültig letzten Generation deutsch-jüdischer Dichter“, wie sie selber formulierte, auch von ihrer bei zahlreichen Lesungen bis ins hohe Alter spürbaren persönlichen Ausstrahlung her.

Für eine breite Leserschaft zeichnet nun die Publizistin Ilka Scheidgen, die auch mit eigenen Gedichten hervorgetreten ist, Leben und Werk dieser bemerkenswerten Sprachkünstlerin nach: die prägenden Erfahrungen in ihrem jüdisch-akkulturierten Elternhaus in Köln; die Begegnung mit Erwin Walter Palm während des Studiums in Heidelberg, mit dem sie sich 1932 nach Italien absetzte. In Rom nur knapp der Verhaftung entkommen, führt ihre Exilodyssee über England bis Santo Domingo, der Domäne des berüchtigten Diktators Raffael Trujillo. Die Erinnerung daran hielt Domin in ihrem Dichternamen fest. Erst nach 1954 erfolgt von Spanien aus die langwierige Rückkehr nach Deutschland, die „Heimkehr ins Wort“. Eine Erfahrung, die Hilde Domin literarisch vielfach als „zweites Paradies“ ausdeutete, als „zweites Glück, das mit den offenen Augen“.

Scheidgen verknüpft Gedichte und essayistische Schriften mit Gesprächsaussagen Hilde Domins: „nicht im Stich lassen. Sich nicht und andere“, gab sie in einem der über fast 20 Jahre geführten Gespräche ihr persönliches Credo preis. Ebenso die Anekdote zu ihrem Geburtsjahr: Als 1959 ihr erster Gedichtband erschien, wäre sie schon 50 Jahre alt gewesen; da wurde ihr vom Verlag empfohlen, sich etwas jünger auszugeben, so nahm sie das Geburtsjahr 1912 ihres Bruders. Zu Recht stellt Scheidgen heraus, daß Hilde Domin sich nicht als

Sprachartistin im Elfenbeinturm verstand, sondern immer wieder auf das eigentliche Potential der Lyrik verwies: Widerstand zu leisten gegen alles instrumentalisierte Sprechen, gegen jedwede Manipulierbarkeit und jeglichen „Vorauskonformismus“. „Solidarität statt Herde“: Darin gründete ihr Engagement für Humanität, Zivilcourage und Wahrhaftigkeit.

Scheidgens Arbeitsmuster stößt hier deutlich an Grenzen. Nicht nur, daß häufig unklar bleibt, wo sie aus dem Fundus ihrer Gespräche mit Hilde Domin schöpft oder wo sie veröffentlichte Selbstinterpretationen von ihr anführt oder paraphrasiert, da auf jegliche Zitatbelege gänzlich verzichtet wurde. Vor allem wünschte man sich zahlreiche zeit- und literaturgeschichtliche Bezüge wie auch die poetische Eigenart ihrer Dichtkunst differenzierter ausgeleuchtet: etwa die für ihre „zweite Geburt“ als Dichterin inspirierende Bedeutung der spanisch-iberoamerikanischen Lyrik, die sie in den Exiljahren mit ihrem Mann las und übersetzte, oder das von Konkurrenz nicht freie Rollenarrangement der beiden sprachschöpferisch tätigen Eheleute. Noch vor ihren ersten Texten werden Gedichtübertragungen des Mannes publiziert, eigene Lyrikversuche gibt er danach auf.

Eine Verortung Hilde Domins innerhalb des breiten Spektrums deutsch-jüdischer Literatur wäre hilfreich. Würde so doch die enorme Wirkung ihres Œuvres nachvollziehbar, vergleicht man sie etwa mit der Randständigkeit Grete Weils. Angesichts eines langanhaltenden Verschweigens des Jüdischen in der Literatur war Hilde Domin nicht von ungefähr die einzige, die in Wolfgang Hildesheimers „Tynset“-Roman „das immer noch umgehende Grauen“ der Nazizeit erkannte, das einem Überlebenden der Shoah buchstäblich den Schlaf raubt. Auch wenn sie sich zu den wenigen zählte, die „aus der Verfolgung als Boten

der Versöhnung, nicht des Hasses, heimgekehrt sind ins Sprachzuhaus“, behielt sie ihre Zweifel an der Vertrauenswürdigkeit der wiedergewonnenen Heimat.

Bei aller Wahlverwandtschaft mit Nelly Sachs, die Scheidgen herausstreicht, widersprach Hilde Domin doch entschieden ihrer mystisch-religiösen Theodizee („An uns übt Gott Zerbrechen“): „Ich glaube nicht, daß wir da sind, damit die *conditio humana* an uns vollstreckt werde.“ Stattdessen hob sie auf die „sehr irdische Tatsache“ ab, daß die Juden von Menschen,

Mördern, Schweigenden und Wegsehenden der Vernichtung preisgegeben wurden. Von daher erst gewinnt Hilde Domins bewundernswerte „Dennoch-Hoffnung“, die sie auch die Lyrik als „eine Sache des Trotzes“ sehen ließ, ihr Glaube an eine „Humanität bei Lebzeiten“ deutlicheres Profil.

Mag sich Scheidgens gewinnendes Lebensbild als Einführung durchaus empfehlen – eine wirklich „umfassende Biographie“ dieser großen Schriftstellerin (so die Verlagswerbung) muß erst noch geschrieben werden. *Christoph Gellner*

ZU DIESEM HEFT

Die Regensburger Vorlesung Papst Benedikts XVI. während seines Bayern-Besuchs im September 2006 hat wegen eines islamkritischen Zitats weltweit heftige Reaktionen provoziert, wurde aber fast ausschließlich vor diesem Hintergrund gelesen. REINHOLD ESTERBAUER, Professor für Philosophie an der Universität Graz, analysiert den zentralen Inhalt der Vorlesung zum Verhältnis von Glaube und Vernunft.

Einen Streifzug durch das Mozartjahr 2006 unternimmt HANS MAIER, zuletzt Inhaber des Romano-Guardini-Lehrstuhls für christliche Weltanschauung an der Universität München. Mozarts Verhältnis zur Religion kommt dabei eigens in den Blick.

Vor 40 Jahren hat Papst Paul VI. die Enzyklika „*Populorum Progressio*“ veröffentlicht. JOHANNES MÜLLER, Professor für Sozialwissenschaften und Entwicklungspolitik an der Hochschule für Philosophie München, und JOHANNES WALLACHER, Professor für Sozialwissenschaften und Wirtschaftsethik an derselben Hochschule, erinnern an die wegweisenden Impulse dieses Textes für eine globale Soziallehre.

PIERRE DE CHARENTENAY, Chefredakteur der französischen Jesuitenzeitschrift „*Études*“, nimmt den 50. Jahrestag der Unterzeichnung der Römischen Verträge zum Anlaß, um über anstehende Probleme auf dem Weg zu einer zukünftigen Einheit Europas nachzudenken. Nach der Ablehnung des Verfassungsvertrags durch Frankreich und die Niederlande gehe es um neues Vertrauen in die europäische Sendung.

Der Hochschulseelsorger KLAUS HAGEDORN stellt den „Raum der Stille“ in Oldenburg vor, der das dortige Oscar Romero Haus mit der Katholischen Hochschulgemeinde verbindet. Der Raum spiegelt die pastoralen wie theologischen Schwerpunkte einer Hochschulpastoral wider.